14. Dezember 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 284

In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(11. Fortsetzung.)

Roman von Ernst Klein

Am anderen Morgen erschienen sie zu dritt in Reisenbergers Kanzlei.

Der alte Herr machte einen Witz: „Weißt, Christel, daß du jetzt dem Martin dein ganzes Hab und Gut überschreibst? Wann er dich nun beschwindeln will —?"

Christine hatte schon die Feder zum Unterschreiben in der Hand und blickte zu dem Bruder hin, der neben dem Tische stand, die Hände in den Hosentaschen, und mit seltsam stierem Blick zum Fenster hinausschaute.

„Na, ich weiß nicht —" grinste Franz, als er seinen Namen unter das gewichtige Papier setzte.

16. Kapitel.

Mit dem Mittagszuge fuhren die Brüder nach Wien. Hier verabredeten sie ein Stelldichein zum Nachtmahl im Dominikanerkeller, und Martin begab sich schnurstracks zur Oesterreichischen Hypothekenbank in der Wipplinger Straße, wo ihm ein in einem luxuriösen Büro thronender Direktor wohlwollend erklärte, er werde sehen, daß der Doktor in acht Tagen über die Summe verfügen könne.

In acht Tagen erst —? Martin zog, nicht sonderlich beruhigt, ab. Sein nächster Weg galt seinem Freunde, dem Advokaten Braun, der nicht weit von der Bank seine Kanzlei hatte.

Seltsame Freundschaft zwischen dem kleinen Advokaten und dem hünenhaften Mediziner. Auf der Universität hatte Martin bei einer der üblichen Radauszenen Braun vor politischen Prügeln gerettet. Seitdem blieben die beiden nach Weltanschauung und Herkunft so grundverschiedenen Männer zusammen. Braun war leidenschaftlicher Linksdemokrat, einer der Stürmer und Dränger seiner Partei, mehr um die Politik sich kümmernd als um seine Praxis. Und Martin? Der hatte schon als aktiver Burschenschafter die Politik nicht sonderlich geschätzt und sich über diese Tätigkeit lustig gemacht, die im „Maulaufreißen" bestand. Er arbeitete. Und wenn er nicht arbeitete, lief er den Mädeln nach.

Kurze Begrüßung. Händedruck. Nur ein paar Worte über das Unglück.

„Adolf, ich brauche Geld," sagte Martin ohne viel Umschweife. „Sechzigtausend Schilling — sagen wir gleich besser: siebzigtausend . . . Ich will sie in Monatsraten von tausend oder zwölfhundert Schilling zurückzahlen." Er entwickelte stolz sein Budget — so, wie er es sich zu Hause aufgestellt hatte.

Dr. Braun fragte nicht nach dem Wie und Warum. „Zehntausend kann ich dir geben," sagte er.

„Will ich nicht!"

„Trottel! Bei dir ist mein Geld sicher! Heutzutage bei den Banken? Das, was mir die Bank Zinsen zahlt, das rechn' ich dir halt auf. Heut in Wien sechzigtausend ohne feste Garantie? Und wenn du sie schon kriegst, fressen dich die Zinsen auf . . ."

„Ich muß!" sagte Martin verbissen.

Dr. Braun fuhr mit ihm in die Praterstraße. Vor einem der vielen Cafés ließ er das Taxi halten und stieg aus.

Ueberfüllt das Lokal. Männer mit verschlagenen Gesichtern, Frauen, mitunter recht herausfordernd angezogen, Kellner, nicht gerade übermäßig sauber, balancierten unzählige Tassen Kaffee auf den Armen. Rauch, Stimmenwirrwarr — Atmosphäre eines Praterstraßen-Kaffeehauses.

„Herr Spitzer da?" fragte Braun den Oberkellner.

„Was für a Herr Spitzer? Mir ham drei da."

„Herr Bela Spitzer."

„Im Speisezimmer am dritten Tisch!"

Herr Bela Spitzer erwies sich als ein Mann, der ungarischen Dialekt redete. Er war die Höflichkeit selbst — aber sechzig Mille? „Bei den Zeiten, meine Herren? Ja, früher, da war das was anderes! Da hat man 'nen Scheck geschrieben. Heute? Wenn Sie die ganze Praterstraße ausleeren, kriegen Sie keine 60 000 zusammen!"

Es ging also nicht. Martin und Dr. Braun verließen die ehedem so solvente und heute so traurige Aspekte bietende Praterstraße und setzten sich auf die Terrasse eines Ringstraßencafés.

„Siehst du," sagte der Advokat, der viel geschlagener war als Martin, „ich hab's ja gleich gewußt! Wien ist eine Armeleutestadt geworden. Was willst du jetzt machen?"

„Ich —? Ich muß mir halt anders helfen."

Durch einen Mißerfolg war Martin Wagenmeister nicht abzuschrecken. Da saß er auf dem Ring, ließ sich die milde Nachmittagssonne auf den Rücken scheinen und hatte Leben und Bewegung um sich. Hübsche und gut angezogene Damen waren in Menge zu sehen; für seine Frauen hatte dieses ausgepowerte Wien immer noch Geld.

„Kellner, einen Weinbrand!"

Er trank noch einen zweiten. Die Müdigkeit fiel von ihm ab. Er spürte sich.

17. Kapitel.

Franz Wagenmeister war am Abend im Café Sacher, am Opernring, gewesen. Dort spielte sein Freund, Rudi Macher, mit seinem Orchester, und mit dem hatte er lang und ausführlich gesprochen. Vielleicht konnte der ihn in der Kapelle aufnehmen, zweite Geige

oder Bratsche? Der Junge war entschlossen, seinen Weg zu gehen.

Der Macher war ein guter Kerl und versprach sein Möglichstes. „Weißt, du bist halt nicht organisiert, und wenn meine Leute erfahren, daß du aus wohlhabendem Hause bist, dann murren sie, daß du 'nem armen Teufel 's Brot wegnimmst . . ."

„Mein Vater ist vor vier Tagen gestorben, und mein Bruder muß mich erhalten . . ."

„Na ja — werd' sehen, was ich machen kann! Aber du weißt ja, wie's ist?"

Damit hatte Franz abziehen müssen, und mißtrauisch schlenderte er den Ring hinunter. Am Nachmittage hatte er sich beim Professor Kretzschmar vorgestellt, und der machte auch unsichere Versprechungen ... Franz war nicht wie sein älterer Bruder. Er war reiner Stimmungsmensch und auf das Schicksal zornig, das nicht so wollte wie er.

Mitten in seinen Gedanken blieb er urplötzlich mit einem Ruck stehen. Aus der Operngasse kam Martin heraus, neben ihm die kleine, zarte Frau, die er und Christine im Ordinationszimmer getroffen hatte. Was hatte der Martin gesagt? „Sie war heute zum ersten Male bei mir . . ." Dem Franz blieb schier der Atem weg. Martin hatte gelogen! Etwas ganz und gar Unerhörtes!

So wie die beiden da nebeneinanderstanden, mußten sie sich seit langem kennen. Und gut kennen. Die Frau hielt Martins Hand fest und sprach eifrig und eindringlich zu ihm hinauf. Er nickte ab und zu und hörte aufmerksam hin. Dann küßte er ihr die Hand, ging über die Straße und drehte sich noch einmal um. Sie war an der Ecke stehengeblieben und winkte ihm nach.

Franz war völlig verstört und wußte nicht, was er denken sollte. Die Frau wandte sich um und ging in die Straße zurück. Der Junge faßte sich und sprang in die nächste Elektrische, um nach dem Dominikanerkeller zu fahren; er wollte früher dort sein als der Bruder.

Von seinem Wagen aus sah er Martin vor dem Gebäude der Oper stehen, den Hut weit im Genick, groß, breit, wuchtig.

Was hatte er mit dieser Frau? Aber Franz brachte nicht den Mut auf, dem Bruder die Frage zu stellen, als Martin in dem alten, kleinen Garten anlangte. Verdrossen hockte er hinter seinem Krügel.

Martin schien aufgeräumt. Er ließ sich schnaufend auf einen Sessel fallen, schrie nach einem Bier und gab Franz einen Klaps auf die Schulter. „Was ist los?"

Der Jüngere wartete darauf, daß der Bruder von der Frau zu sprechen begönne. Weil Martin nichts dergleichen tat, wurde er noch mißtrauischer und fing an, auf den Professor Kretzschmar zu schimpfen. Der hatte gesagt, gerade jetzt sei der ungünstigste Zeitpunkt. „Vorige Woche hat er drei Leute zurückweisen müssen; einer hat sogar eine Empfehlung von irgendeinem Minister gehabt."

„Na schön! Wartst halt! Versäumen tust eh nichts!" tröstete Martin und verspeiste als Hors d'oeuvre mit Behagen eine knusprige Salzstange.

In Franz war die Unrast seiner Generation. Heftig fuhr er dazwischen: „Du hast leicht reden! Ich lass' mich nicht vom großen Bruder aushalten und nehm' der Schwester die paar Knetsch weg. Warten —? Worauf? Wir haben ja heutzutag keine Zeit. Wir leben alle rasch. Du bist aus einer Generation, die hat noch Zeit gehabt."

Martin liebte derlei Diskussionen nicht; sie rannen ins Uferlose und brachten nichts. „Ihr habt im Gegenteil zuviel Zeit," brummte er. „Natürlich hab' ich leicht reden: Ich brauch' nicht stempeln zu gehn. Aber sonst —? Ist ja alles Blödsinn!"

Unangenehm, diese Geschichte! Die Last wurde ihm dadurch nicht erleichtert. Aber er hob sein Glas und stieß es herausfordernd an das des Bruders: „Prost, Franzl! Nur nicht raunzen! Es wird schon gehn!"

Franz trank Bescheid und wunderte sich. —

Um neun Uhr am anderen Morgen war Martin bei seinem Freunde Braun.

Der empfing ihn mit strahlender Freude und einem Paket, das 15 000 Schilling in Hundertnoten enthielt. „Ich hab' noch fünf Tausender aufreißen können: Geld, das meine Frau auf der Bank hat. Na, eh's ihr dort wegkommt?"

Martin stopfte die Banknotenbündel in die Tasche. „Wenn so ein g'scheiter Mensch wie du blöd wird — —"

Braun lachte.

Martin fuhr zur Postsparkasse. 3000 Schilling, sein Erspartes, hatte er von zu Hause mitgebracht; mit den fünfzehntausend des Freundes machte das achtzehntausend. Diese Summe zahlte er ein auf das Konto eines Mannes, der gar nicht existierte. „Josef Steinlechner", so lautete der Name, den er unterschrieb. Achtzehntausend Schilling auf das Konto Josef Steinlechner, bei der Ersten Landessparkasse, Filiale Heiligenburg.

Die Hand zitterte ihm etwas, als er die Unterschrift des Einzahlers hinsetzte. Nicht seine eigene — eben die des Josef Steinlechner. Als er das ausgefüllte Formular dem Beamten durch den Schalter reichte, klopfte ihm das Herz. Doch der Mann schaute ihn gar nicht an, sondern zählte das Geld nach, stempelte das Formular ab und fertigte die Bestätigung aus.

Martin trat vom Schalter fort, faltete das Papier, steckte es in die Tasche und verließ die Postsparkasse.

Eine Reihe ganz gewöhnlicher Vorgänge, die alle zusammen ein Furchtbares darstellten: Ein bis dahin ehrlicher Mann war zum Fälscher geworden . . .

18. Kapitel.

Christine kannte Irma Atterstein von verschiedenen Gelegenheiten her: von Wohltätigkeitsbasaren, Faschingsfesten — es ging oft hoch her in Heiligenburg. So schwer sie auch der eigene Kummer belastete, so dachte sie doch an diese junge, lebenslustige Frau, die jetzt im Spital lag. Dann das Interesse des Bruders . . . Sie stellte sich also einen Strauß aus den schönsten Blumen ihres Gartens zusammen und ging ins Spital.

Irma Atterstein erschrak, als sie das Mädchen in Trauerkleidung erblickte. „Was ist denn geschehen?"

Sie hörte sprachlos zu, als Christine ihr berichtete. „Und Ihr Bruder — nicht einen Ton hat er gesagt! Und ich — ich hab' ihn so belästigt! Und zu meinem Mann hab' ich ihn geschickt —!"

Sie waren allein, da Schwester Sophie das Zimmer verlassen hatte, um die Nachmittagsmilch zu besorgen. Irma nutzte die Gelegenheit aus. „Ich bin Ihnen so dankbar dafür, daß Sie gekommen sind! Ich muß mal mit jemand sprechen, der nicht eine Magdalena aus mir machen will, die was Schweres zu büßen hätt'. Ihr Bruder glaubt, ich wäre an allem schuld! Wie er mich oft ansieht —! Sicher hat man ihm in Heiligenburg die Ohren vollgeschwätzt. So Männer untereinander . . ."

Christine verteidigte den Bruder feurig. „Wissen Sie, was er gesagt hat? „Was geht das die Welt an?" Das hat er gesagt. „Jetzt werden sie sich alle den Mund zerreißen . . ." — Christine übertrug Martins derbe Ausdrucksweise in etwas mildere Tonart. „Er ist der Richtige, auf Tratsch zu hören!"

(Fortsetzung folgt)

Der falsche Verlobungsring

Eine wahre Liebesgeschichte von Geno Ohlischlaeger

„Wenn es geht, möchte ich meinen Urlaub wieder erst im Spätsommer nehmen," sagte der Verkäufer Ernst Winkler zu seinem Chef.

„Kann mir schon denken, warum!" lachte der Chef. „Das Fräulein Braut hat wohl auch erst so spät Urlaub?"

Ernst Winkler wurde ein wenig verlegen, und der Chef wußte, daß er richtig vermutet hatte. „Meinetwegen," sagte er. „Und Ihren Kollegen wird's auch schon recht sein; die meisten können ja immer nicht früh genug lossegeln, und Sie haben es dann noch vor sich."

Nun war der Spätsommer gekommen, und Ernst freute sich, daß er den Urlaub noch vor sich hatte. Und natürlich freute er sich auch, weil er ihn mit Meta Holl verbringen wollte. Die schönste Freude aber war, daß er mit ihr noch gar nicht darüber gesprochen hatte. Sie wartete wohl schon lange auf ein Wort von ihm; heute abend nun wollte er sie mit der Nachricht überraschen, daß er seinen Urlaub genau zur gleichen Zeit nehmen konnte wie sie. Voriges Jahr waren sie zusammen in Oberbayern gewesen; diesmal wollte er die Ostsee vorschlagen. Das mit dem „Fräulein Braut" hatte allerdings noch einen Haken: Ernst und Meta kannten sich schon zwei Jahre; aber zu einer richtigen Verlobung war es noch nicht gekommen. Ernst war zurückhaltend in dieser Beziehung gewesen; denn er war gegen eine lange Verlobungszeit, und an die Heirat hatte er bisher noch nicht denken können. Er mußte von seinem Gehalt auch seine Mutter ernähren; Meta war auch angestellt, und für drei reichte sein Einkommen nicht. Meta wußte seine Gründe zu würdigen; sie konnte warten, denn sie hoffte, daß er doch eines Tages so viel verdienen würde, um sie zu seiner Frau machen zu können.

*

Als sie sich am Abend trafen, freute sich Meta sehr über seinen Vorschlag, mit ihr die Ferien verbringen zu wollen.

„Aber ich möchte nicht im selben Haus wohnen wie du," warf sie ein. „Wir tun, als hätten wir uns dort kennengelernt; sonst sehen die Leute immer so nach dem Verlobungsring!"

„Da habe ich mir etwas anderes ausgedacht," antwortete Ernst. „Ich habe schon mit deiner Freundin Ilse darüber gesprochen: sie leiht dir ihren Ring während der vierzehn Tage, und ich kaufe mir einen unechten für die Zeit."

Meta war einverstanden. Zwar war ihr ein wenig schmerzlich zumute, daß er immer noch nicht an ihre wirkliche Verlobung dachte, aber sie mußte sich eben damit abfinden.

*

Die schönen Tage vergingen schnell. Nun war schon eine Woche ihres Urlaubs vorbei. Die Zeit verflog, obwohl sie doch eigentlich nichts taten, als am Strand liegen oder in den Wald gehen oder mal eine Segelfahrt machen.

In der Nacht hatte es etwas geregnet. Ernst hatte sich vom Strandkorbverleiher eine Schaufel geholt und schaufelte die Burg neu. Meta lag im Strandkorb und las. Mit der Frühpost war ein Brief von Ilse gekommen; in den hatte sie sich jetzt vertieft.

Ernst legte die Schaufel beiseite und kramte seinen Photoapparat hervor. Es war ein hübsches Bild, wie Meta im Strandkorb saß, am Rand der Burg flatterte die Fahne, und über das Meer zog gerade ein Dampfer. Ernst liebte es, unbeobachtete Aufnahmen zu machen, und so photographierte er auch jetzt Meta, ohne daß sie es bemerkte. Sie las so eifrig, daß sie alles um sich herum vergaß. Ernst stellte groß auf sie ein und hielt ihren gespannten Ausdruck im Bild fest.

Meta hatte aber auch wirklich allen Grund, sich beim Lesen des Briefes zu erregen und jedes Wort zu verschlingen.

„Heute nacht habe ich geträumt," so schrieb die Freundin, „Du hättest Dich wirklich verlobt. Ich sah alles ganz deutlich. Auch den Ring an Deinem Finger sah ich; aber es war nicht mehr mein Ring, den ich Dir geliehen hatte, sondern es war ein anderer Ring, und darin standen Eure Initialen.

Ich freute mich sehr über Deine Verlobung, und auch Du warst sehr glücklich. So echt war das alles im Traum, daß ich jetzt noch glaube, es wäre wahr, und Träume gehen ja oft in Erfüllung. Mein Traum muß in Erfüllung gehen, liebste Meta, ich wünsche es Dir von Herzen, und ich glaube auch felsenfest daran!

Darum sieh Dir nur einmal Deinen Ring an. Vielleicht ist es tatsächlich so, wie ich geträumt habe . . ."

Meta war ganz wirr im Kopf. Keine noch so heiße Sonne hätte ihr Gesicht so zum Glühen bringen können wie dieser Brief. Ilse schrieb das alles mit solcher Sicherheit, als ob es wirklich so sein müsse. Solch ein Unsinn! Auf Träume etwas zu geben! Schöne, dumme Illusionen waren das. Und doch beeinflußten sie Ilses Worte so stark, daß sie an ihren Ring griff, um ihn abzustreifen und wahrhaftig einmal hineinzuschauen. Sie wagte den Blick aber nicht, weil sie sich selbst lächerlich vorkam. Kopfschüttelnd schob sie den Ring wieder auf ihren Finger.

Dann las sie wieder den Brief. Und wieder geriet sie in den Bann der merkwürdigen Worte ihrer Freundin.

„Ich weiß ja, daß Ilse alles nur geträumt hat," sagte sie zu sich selbst, „aber jetzt will ich doch einmal Gewißheit haben!"

Schnell zog sie den Ring zum zweitenmal ab und schaute hinein.

Sie traute ihren Augen nicht: das war nicht Ilses Ring; da standen eingraviert die Buchstaben: M. H. E. W.!

Sie rieb sich die Augen. Sie träumte doch nicht! Nein, da standen die Initialen, es gab keinen Zweifel.

Und wer jetzt an dem Strandkorb „Meeresgruß 76" vorbeikam, der sah ein junges Mädchen, dem die Tränen aus den Augen schossen. Er mochte wohl glauben, daß es über den Brief weine, den es in der Hand hielt. Und es waren doch Freudentränen, die das plötzliche Glück ihr entlockte.

Noch verstand sie nicht alles; aber eins wußte sie, sie trug keinen falschen Verlobungsring mehr, sondern einen echten, und als sie aus den Tränen aufblickte, sah sie in das strahlende Gesicht Ernsts, der eben den Apparat einsteckte, mit dem er auch ihr Weinen aufgenommen hatte.

„Zeig mal deinen Ring!" sagte sie, sich zum Lachen durchkämpfend. „Zeig mal deinen Ring, du Böser, Lieber! Ich will sehen, ob der auch verzaubert ist!"

Er war verzaubert: auch in ihm standen ihre Anfangsbuchstaben.

Nun erst war Meta ganz sicher, daß alles doch kein Märchen sei, und ihr Herz klopfte wild vor Freude, daß sie glaubte, man müsse es weithin hören.

Auch Ernst strahlte vor Freude, daß ihm die Ueberraschung so gut gelungen war. Er erklärte ihr, wie er sich die Sache mit Ilse zusammen ausgedacht habe, und daß sie gar nicht bemerkt habe, daß Ilse ihr statt ihres Ringes einen richtigen Verlobungsring angesteckt habe.

„Dazu klappte es noch schön, daß Ilses Brief heute morgen kam, und du ihn erst am Strand lesen wolltest; so konnte ich dich während des Lesens photographieren, in all deinen wechselnden Ausdrücken!"

Meta war immer noch ganz verwirrt von der Ueberraschung. „Was du für Einfälle hast!" sagte sie glücklich.

„Ja, Verlobung feiern, das können viele!" lachte Ernst. „Aber eine Woche schon verlobt sein, ohne daß die Braut es weiß, — das war etwas Neues!"

Meta nickte. Ja, das war wirklich eine originelle Verlobung! Doch über allem Glück vergaß sie nicht, ihn zu fragen, wie er sich denn nun ihre Zukunft denke und warum er glaube, daß sie jetzt heiraten könnten.

„Du hast recht, das zu fragen!" antwortete Ernst. „Das ist eben die zweite Ueberraschung, die ich für dich habe! Meine Mutter hat vorigen Monat eine kleine Erbschaft gemacht; jetzt kann ich statt für sie für dich sorgen!"

Mit Argusaugen

Ein amerikanischer Verlag hat vor einiger Zeit einen Wettbewerb zwischen seinen Kriminalschriftstellern und einigen berufsmäßigen Detektiven veranstaltet. Die Personen, die sich an dem Wettbewerb beteiligten, mußten einige verwickelte Kriminalfälle lösen, nachdem ihnen etliche Tatsachen angegeben worden waren. Die Schriftsteller gingen als überlegene Sieger aus dem Wettbewerb hervor; die Detektive aber behaupteten, daß die gestellten Aufgaben vollkommen wirklichkeitsfremd gewesen und daß sie aus diesem Grunde unterlegen seien.

Auch unter Polizeibeamten werden bisweilen solche Wettbewerbe veranstaltet. In einem Falle wurden die Polizeibeamten vor ein wirklich einmal eingetretenes Problem gestellt und mußten den betreffenden Mörder ermitteln. Mit Hilfe der zur Verfügung stehenden Instrumente wurde der Fall geklärt. Durch wissenschaftliche Methoden werden Gedankengänge unnötig gemacht, die in einer früheren Zeit die Aufgabe genialer Detektive waren. Wie die betreffenden Institute arbeiten, läßt sich am besten an einem bestimmten Fall erklären. Man fand vor einiger Zeit einen Chauffeur ermordet auf und hatte zunächst nicht den geringsten Anhalt. Immerhin fand man einige abgeschossene, leere Patronenhülsen von einem Browning. Unmittelbar danach wurde ein Mann verhaftet, der

in der Eisenbahn einen Browning verkauft hatte, der zu dem Kaliber der gefundenen Hülsen paßte. Man bemächtigte sich des Mannes in dem Augenblick, als er einen Amerikadampfer besteigen wollte. Die Untersuchung stellte nun fest, daß der Zündstift des von ihm zum Verkauf gebotenen Revolvers ein wenig schadhaft war, so daß die Hülsen eine Spur dieser Beschädigung aufweisen mußten. Wirklich zeigten die gefundenen Hülsen, als man sie unter das Mikroskop legte, gerade diese Spuren. Man gab nun mehrere Schüsse mit dem Revolver ab, und tatsächlich wiesen die Hülsen alle die dem bloßen Auge nicht sichtbare, aber durch das Mikroskop offenbar gewordene Beschädigung auf. Damit war der Mörder ermittelt.

Auch einen gefährlichen Wilddieb hat man mit Hilfe des Mikroskops entdeckt. Man fand eines Tages im Walde die Reste eines frischausgeweideten Hirsches. In unmittelbarer Nähe des Platzes hatten die Wilderer einige junge Bäume abgehackt, um auf dem Gestänge die Jagdbeute nach Hause zu tragen. Einer der Baumstümpfe wurde an die Untersuchungsanstalt eingesandt, nachdem man bei einer Haussuchung bei einem der als Wilddieb Verdächtigten dessen Axt beschlagnahmt hatte, an der weiter nichts Auffälliges zu sehen war, als daß die Schneide eine kleine Scharte aufwies. Man stellte unter dem Mikroskop fest, daß an dem Baum diese Scharte ein deutliches Merkmal hinterlassen hatte. Der Wilddieb wurde daraufhin verurteilt.

Auf der Landstraße war ein Mann überfallen und beraubt worden. Er konnte jedoch keine Beschreibung von dem Täter geben, sondern sagte nur aus, daß es ein ziemlich junger Mann gewesen sei. Bei dem hastigen Rückzug, den der Täter angetreten, hatte er seine Mütze verloren. Es gelang nach einiger Zeit einen jungen Mann festzunehmen, der in der Nähe des Tatortes gewesen war, er leugnete aber, mit dem Ueberfall etwas zu tun zu haben, wollte auch die Mütze nicht als die seine anerkennen und gab nur zu, früher einmal eine solche Mütze besessen zu haben. Die Polizei war schon fest entschlossen, ihn aus der Haft zu entlassen, schickte aber vorher noch die Mütze zur Untersuchung ein. Bei den Nachforschungen nach dem Vorleben des Verhafteten hatte man eine Gruppenphotographie aus einer früheren Zeit gefunden, auf der er eine Mütze aufhatte, die genau so aussah, wie die gefundene. Man untersuchte nun zunächst die gefundene Mütze eingehend und stellte die Zahl der Gewebefäden und der Knoten im Muster fest. Dann vergrößerte man die Photographie, bis man die Struktur des Gewebes auf der Aufnahme erkennen konnte. Als man dem jungen Mann den Sachverhalt unterbreitete, legte er in der Ueberraschung ein Geständnis ab.

Bisweilen wird aber auch durch solche Methoden die Unschuld eines Menschen ans Licht gebracht. So war zum Beispiel bei einem Brand festgestellt worden, daß das Feuer auf fünf verschiedene Brandherde zurückging, so daß man natürlich annahm, es müsse angelegt sein. Man verhaftete den Besitzer des Hauses, obwohl dieser seine Unschuld beteuerte. Er gab an, das Feuer müsse durch Funken aus dem Schornstein einer nahegelegenen Fabrik verursacht sein, die zu einem offenstehenden Fenster hereingekommen seien und Papiere entzündet hätten. Daß es an fünf Stellen gebrannt hatte, vermochte er allerdings auch nicht zu erklären. Man stellte nun Versuche an und fand, daß, wenn Funken durchs Fenster hereinflogen, tatsächlich die Möglichkeit bestand, daß das Feuer sich unter den Bohlen weiterfraß und dann an verschiedenen Stellen durchbrach. Man konnte den Verdächtigen also entlassen, da sich seine Unschuld voll erwiesen hatte.

Was den Laien sehr zu verblüffen pflegt, ist, daß es viel schwerer ist, eine Schriftfälschung bei Handschrift nachzuweisen als bei Schreibmaschine. Jeder Schreibmaschinentyp hat seine bestimmten Eigenheiten, die der Sachverständige leicht feststellt, und wenn man Vergleichsmaterial hat, ist es ziemlich leicht, zu sagen, welche Schreibmaschine in einem bestimmten Falle benutzt wurde. Oft wird die Schrift in zehnfacher Vergrößerung auf feinkariertes Papier gebracht, wodurch man auch die kleinsten Verschiedenheiten entdeckt. Es kommt zum Beispiel vor, daß ein Buchstabe regelmäßig etwas tiefer steht als die andern, daß ein anderer Buchstabe nicht ganz deutlich herauskommt, daß ein dritter etwas nach rechts oder nach links gerückt ist usw. Hat man das herausgefunden, so kann man mit Sicherheit sagen, ob etwa ein anonymer Brief auf einer bestimmten Maschine geschrieben wurde oder nicht. Das moderne Detektivwesen hat sich längst alle Fortschritte der Technik zunutze gemacht und verwendet sie in seinem erfolgreichen Kampf gegen das Verbrechertum.

Hermann Dietrich.

Lustige Anekdoten

„Pysche"

Jedes Jahr im Herbst wurden bei den berittenen Truppen die jungen Remonten eingestellt. Um dann die einzelnen Jahrgänge bequem auseinanderhalten, auch schon am Namen eines Pferdes sein Alter erkennen zu können, kam bei den Anfangsbuchstaben der Namen das A-B-C der Reihe nach dran.

In jenem Jahr, in dem die folgende Geschichte geschah, war bei den 1. Garde-Ulanen der Buchstabe „P" fällig. Der Rittmeister — ein kleiner Schöngeist — wählte selbst die Namen aus, und sollte fortan eine kokette, schnittige Trakehner Fuchsstute „Psyche" heißen.

Zum ersten Male gingen unter den besten Reitern der Schwadron die Remonten in der gedeckten Bahn. Der Rittmeister schaute zu, und neben ihm stand der Wachtmeister „Ueberdem". Dieser würdige Herr hatte längst eine gehörige Reihe aktiver Dienstjahre auf dem Puckel und deshalb — wie man sich denken kann — in der Schwadron ein gewichtiges Wörtlein mitzureden.

Wohlgefällig ruhten des Wachtmeisters Augen auf jener koketten, schnittigen Fuchsstute — dann räusperte er sich und sprach:

„Ueberdem, Herr Rittmeister, wir müssen die Fuchsstute umtaufen." Der Rittmeister sah keinen Grund.

„Warum denn?"

„Weil ich der einzigste in der janzen Schwadron bin, der den Namen „Püschel" richtig aussprechen kann, Herr Rittmeister."

*

Ein Stückchen aus dem Krieg von 70

Wachtmeister „Ueberdem" kam eines Tages zum Reiten der Rekruten-Abteilung, blieb ein Viertelstündchen und ging dann kopfschüttelnd ab.

Bei nächster Gelegenheit holte er sich aber den Einjährigen Hempel.

„. . . überdem, Herr! Wenn Ihr Gaul nicht springt, so liegt das ganz allein an Ihnen! Jeder Gaul springt! Da ritt ich mal im Kriege" — „Ueberdem" sprach von anno 70 — „den jrößten Mistbock der Schwadron — Laura hieß det Aas! — uff Patrullje. Wie ich 'n paar Meilen jeritten bin, kommen Spahis an. Ich nischt wie weg! Und die Schweinsbande hinter mir her. Plötzlich tauchte ein breiter Jraben uff. Ich hau der Laura die Zinken rin, und det Luder setzt wie Blücher über det Hindernis, an dem die Spahis kleben bleiben. Ich hör' noch, wie sie hinter mir herbrüllen: ‚Donnerwetter — kann der aber springen' —

Machen Sie nich so'n unjläubiges Jesicht, Einjähriger, wenn ich damals die Laura nicht über das Hindernis jekriegt hätte, stände ich doch nich vor Ihnen . . ."

„Zu Befehl, Herr Wachtmeister!"

„Na also — warum kucken Sie so blöde?"

„Sprachen denn die Spahis Deutsch, Herr Wachtmeister?"

„Ach so . . . nee . . . det nich . . aber ich verstehe doch Spanisch."

*

Reitstunde

Eine andere Reitstunde hielt der Unteroffizier Worgitzky ab. Der hatte es auf dem Gymnasium bis Quarta gebracht und bewegte sich daher gern auf humanistischem Boden.

„. . . Ganzee . . . Baahn . . .! Lübbert, nehmen Sie die Ellbogen in die Hüften! Schultern zurück! Brust raus, Kerl! Mensch, Lübbert, das ist ja nicht mit anzusehen! Sie sitzen ja auf Ihrem Gaul wie Ariadne auf Naxos!"

„Unteroffizier Worgitzky!" sagte der Wachtmeister, „es freut mich, daß Sie in der Bibel so schön Bescheid wissen . . . überdem, Gottes Wort gehört nicht in die Reitstunde!"

Büchertisch

Elektrotechnik in Bildern. Von G. Büscher. Teil I/II mit je 64 Seiten und zusammen rund 700 Abbildungen. Kartoniert je 2,20 RM. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.

Wie bitte — in Bildern? Jawohl, in rund 700 Bildern, die spielend zu erfassen sind, die sich, da sie geschickt und praktisch sind, mühelos einprägen lassen. Ein Buch, das nicht sagt, wie es sein könnte, sondern Tatsachen bringt, allerlei über Erzeugung, Wesen und Wirken von Elektrizität, Magnetismus, Elektromagnetismus enthält und Anwendungsformen in der Praxis zeigt. Alles in anschaulichen Bildern, an Hand vieler handgreiflicher Vergleiche aus dem täglichen Leben und mit einem kurzen Text, der nur zur Ergänzung dient. Und alles eindringlich, lebendig, packend, daß man mit wachsender Spannung folgt. Mit diesem Buch macht es der Verlag jedem leicht, Dinge sicher zu erfassen, denne man beinahe auf Schritt und Schritt begegnet und häufig verständnislos gegenübersteht. Ein Buch, das Wissen bringt in einer Form, die überrascht und jedem zugänglich ist. Ein Buch, das man gern kauft.